

Fred Luks

Die Zukunft des Wachstums

Theoriegeschichte, Nachhaltigkeit und die
Perspektiven einer neuen Wirtschaft

2., aktualisierte Auflage

Metropolis Verlag
Marburg 2013

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

Metropolis-Verlag für Ökonomie, Gesellschaft und Politik GmbH

<http://www.metropolis-verlag.de>

Copyright: Metropolis-Verlag, Marburg 2001

2., aktualisierte Auflage 2013

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-89518-979-1

Kritik des unwirtschaftlichen Wirtschaftswachstums

Vorwort zur zweiten Auflage

Praktiker, die sich ganz frei
von intellektuellen Einflüssen glauben,
sind gewöhnlich die Sklaven
irgendeines verblicheneren Ökonomen.
(John Maynard Keynes)

Gutes Timing!

Das vorliegende Buch basiert auf der Einschätzung, dass die Wirtschaftswissenschaft eine nützliche Vergangenheit hat. 12 Jahre nach der Erstauflage dieses Buches bin ich mehr denn je davon überzeugt, dass das berechtigt ist. Keynes' Diktum stimmt: Politisches Handeln ist wesentlich durch ökonomisches Denken geprägt. Zumal wenn überall von Transition, Transformation und *Change* die Rede ist, kann es gewiss nicht schaden, sich darauf zu besinnen, wie das Wirtschaftliche dahin gekommen ist, wo wir heute stehen.

Der Grund für die vorliegende Neuauflage ist recht simpel: Die erste Auflage ist nicht mehr lieferbar – und gleichzeitig gibt es eine spürbare Nachfrage nach dem Buch. Diese zweite Auflage eines Buches über Wachstum herauszubringen, passt aber auch gut in die Landschaft. Das Thema scheint „in“ zu sein. Es wird im Zusammenhang mit dem Leitbild der „Nachhaltigkeit“ (wieder) viel über Wachstum gesprochen. Dass dabei der theoretische und vor allem theoriegeschichtliche Hintergrund oft unterbelichtet ist, nehme ich als zusätzliche Ermutigung – und nutze die Gelegenheit zu einigen aktuellen Anmerkungen.

Mit diesem Vorwort ist freilich *nicht* die Absicht verbunden, die gesamte Literatur zum Thema seit 2001 aufzuarbeiten. Einen Vollständigkeitsanspruch mit Blick auf den Diskurs der letzten Jahre kann ich nicht erheben. Es geht mir nur darum, einige aktuelle Fragen zu thematisieren und anzudeuten, wo die Beantwortung dieser Fragen von „dogmenhistorischen“ Betrachtungen profitieren könnte. Ich habe mich außerdem entschieden, den ursprünglichen Buchtext nicht zu verändern. Die Aktualisierung erfolgt also in konzentrierter Form durch das Vorwort, das Sie gerade lesen. Dieses Vorgehen ist vielleicht auch deshalb akzeptabel, weil es eben wesentlich um Theoriegeschichte geht. Das macht den folgenden Text zwar nicht zeitlos, aber hoffentlich doch so haltbar, dass man ihn 12 Jahre nach seinem Erscheinen mit Gewinn lesen kann.

Die *Message* des Textes hat sich nicht geändert: Es lohnt sich, die Vergangenheit anzuschauen, wenn man die Zukunft gestalten will. Natürlich lernt man nichts aus der simplen Extrapolation der Vergangenheit – zumal diese Vergangenheit so komplex ist, dass nicht klar wäre, was man da extrapolieren sollte. Was beim Wachstumsthema aber herauskommt, wenn man in den Rückspiegel schaut, sei auch hier nochmal betont: Sowohl der Blick auf die Wirtschaftsgeschichte als auch die Auseinandersetzung mit der Historie ökonomischer Ideen zeigt deutlich, dass ein dauerndes Wachstum der Wirtschaft keineswegs die Normalität ist, als die es heute oft empfunden wird. Empirie und Theorie zeigen, dass das *big picture* ganz anders aussieht. Ein grundlegender Perspektivenwechsel ist historisch betrachtet eher die Regel als die Ausnahme. Was uns heute völlig selbstverständlich erscheint, kann in kurzer Zeit exotisch fremd werden. Dass es Sklaverei gibt, dass Frauen nicht wählen dürfen, dass man in einem vollbesetzten Restaurant eine Zigarre raucht – all das war lange unhinterfragbar selbstverständlich, um im Laufe der Geschichte zur Absurdität zu werden. Schaut man auf die im vorliegenden Buch dargestellten Ideen zur Zukunft des Wachstums, sieht man: Dass der heute so dominante Wachstumsglaube langfristig Bestand haben wird, ist unwahrscheinlich.

Der Begriff der „neuen Wirtschaft“ stand 2001 im Kontext der Debatte über die „New Economy“. Diese Party ist längst vorbei, und doch kann man die Formulierung „neue Wirtschaft“ beibehalten. Deshalb habe ich auch den Untertitel des Buches nicht geändert. Eine Wirtschaft, die sich nach sozial-ökologischen und ökonomischen Kriterien gegenwarts- und zukunfts-fähig entwickeln würde, *wäre* eine neue Wirtschaft. Denn

die aktuellen Entwicklungen erfüllen diese Kriterien mitnichten. Dass dies nicht nur für Umweltthemen und soziale Probleme gilt, hat die Finanzkrise 2008ff. nachdrücklich gezeigt.

Alles anders?

Diese Krise, so schien es auf dem Höhepunkt des Desasters, hatte das Potenzial, alles zu ändern. Die Wirtschaft – aber auch die Wirtschaftswissenschaft. *What went wrong with economics* hat nicht nur den *Economist* (2009) beschäftigt. Das hat sich auch auf die Aufmerksamkeit für Theoriegeschichte ausgewirkt. So schreibt die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*: „Seit dem Ausbruch der aktuellen Krise und der mit ihr verbundenen Zweifeln an der Weisheit der modernen Wirtschaftslehren hat das Interesse an der Geschichte des ökonomischen Denkens wieder zugenommen.“ (Braunberger 2012) Viele (ich auch: vgl. Luks 2009) waren sicher, dass die Krise Ökonomie und Ökonomik nachhaltig verändern würde. Heute muss man sagen: leider weit gefehlt. Die praktischen Änderungen nehmen sich klein aus, wenn man sie mit den Ankündigungen vergleicht, die von der Politik zwischenzeitlich gemacht wurden. Und im Hinblick auf die Theorie kann man auf gut Wienerisch sagen: Die Wirtschaftswissenschaft ist immer noch *schmähstad* – sie weiß eigentlich nicht, was sie sagen soll.

Es ist sicher zu früh, alle wirtschaftspolitischen und ökonomietheoretischen Folgen der Krise zu bewerten. Was man Anfang 2013 aber feststellen kann: Eine Abkehr vom Glauben an Wachstum hat sie nicht gebracht. Merkwürdig und durchaus frustrierend kann man den Umstand finden, dass die Ökologische Ökonomik von der Situation kaum profitiert hat. Es hat sich herausgestellt, dass im Rahmen dieses Paradigmas zwar sehr viel über Wachstumsgrenzen diskutiert, offensichtlich aber zu wenig Arbeit in praktikable Alternativkonzepte investiert wurde. In einer Situation, in der die Idee immerwährenden Wachstums massiv in Frage stand, war die Ökologische Ökonomik nicht bereit, das Zepter zu nehmen. Dennoch bleibt sie hoch aktuell, weil sie nach wie vor die elaborierteste Wachstumskritik bietet (s. unten S. 210ff.).

Noch etwas anderes hat sich seit 2001 getan, das für jede Beschäftigung mit Wachstum und „Nachhaltigkeit“ bedeutsam ist. Auf den Punkt gebracht: *China!!!* Die Klarheit über die Wucht, mit der Länder wie

China (und Indien und Brasilien) wirtschaftlich und politisch an Macht gewinnen, hat auch das Reden über Wachstum verändert (vgl. auch Luks 2011, 12ff.). Die immer wieder (auch von mir) gehörte Einschränkung, man rede nur von den Industriestaaten, ist vielleicht zu simpel. In einer globalisierten Wirtschaft lässt sich das Wachstum in Deutschland oder Österreich oder Frankreich nicht ohne das Wachstum in China oder Indien oder Brasilien verstehen (das gilt übrigens auch für die ökologische Dimension). Nachfrageschwächen in China wirken sich umgehend auf die wirtschaftliche Situation in Deutschland aus. Dass die deutsche Wirtschaft relativ gesehen weniger Ressourcen verbraucht, kann mit der Auslagerung bestimmter Produktionsprozesse in den Fernen Osten zu tun haben. Dass die Angelegenheit durch die finanzielle Verflechtung (nicht zuletzt zwischen China und den USA) noch an Komplexität gewinnt, ist bekannt. Zu all dem sagt das vorliegende Buch so gut wie nichts. Dennoch hat das eine mit dem anderen zu tun: Die enorme Fragilität, die die Weltwirtschaft mittlerweile erreicht hat, ist nicht zuletzt auch ein Problem der „Nachhaltigkeit“.

Man sollte beim Nachdenken über die Zukunft des Wachstums jedenfalls nicht vergessen, dass es sich heutzutage beim wachstumskritischen Diskurs um eine weitgehend eurozentristische Veranstaltung handelt. Natürlich gibt es überall auf der Welt Wachstumskritik, auch in anderen westlichen Ländern (auch und gerade in den USA). Aber das Reden von Postwachstumsökonomie, *Decroissance* und Schrumpfung ist, global betrachtet, ein Randphänomen. Theoretisch, vor allem aber praktisch: Länder wie China, Indien und Brasilien kennen zwar (vor allem: ökologische) Wachstumskritik, lassen ihre Wachstumsambitionen davon aber nicht trüben. Das heißt entgegen anderslautender Meldungen aber gerade *nicht*, dass Wachstumskritik damit gegenstandslos wird. Das Gegenteil ist der Fall. Ich habe an anderer Stelle dargelegt, warum einer Region wie Europa dennoch eine wichtige Verantwortung zukommen kann (Luks 2010, 70ff.). Regionen, in denen Wirtschaftswachstum unwirtschaftlich geworden ist, haben schon aus ökonomischen Gründen genug Anlass, über die Zukunft des Wachstums nachzudenken.

In Europa findet dieses Nachdenken aktuell in einer ungekannten Intensität statt – freilich in einer ganz anderen Weise als mit diesem Buch intendiert. Insbesondere Eurokrise und Schuldenproblematik haben dazu geführt, dass sozialökologische Wachstumskritik in der real existierenden Politik keine Rolle spielt, die völlig von kurzfristigen wirtschaftlichen

Sorgen und „Lösungen“ dominiert scheint. Dass die aktuelle Krise eine Krise des herrschenden Wachstumsmodells selbst sein könnte, hat in den Feuilletons offenbar nach wie vor eine größere Bedeutung als in Kabinetts- und Vorstandssitzungen. Hier und heute dominiert *more of the same* als Reaktion auf die Krise. Dabei wäre es höchste Zeit, den Gedanken auf sich wirken zu lassen, dass Wirtschaftswachstum nicht nur ökologisch und sozial problematisch geworden ist, sondern überaus unökonomisch sein kann.

Unwirtschaftliches Wirtschaftswachstum

Viele sehen heute eine Situation, in der Wachstum kaum noch zur Lebensqualität beiträgt – und gleichzeitig massiv zur Problemverschärfung im ökologischen Bereich führt. Wenn aber weiteres Wachstum wenig zum Guten beiträgt und viel zum Schlechten: Ist Wachstum dann noch sinnvoll? Muss man dann nicht mit Herman Daly (1996) von unwirtschaftlichem Wirtschaftswachstum sprechen? Die mikroökonomische Logik, nach der man mit einer Aktivität aufhört, wenn die Grenzkosten höher sind als der Grenznutzen, gehört laut Daly auch makroökonomisch angewandt.

Das klingt zwar plausibel, wirft aber – abgesehen von der grundsätzlichen Problematik, eine mikroökonomische Denkfigur auf die Gesamtwirtschaft zu übertragen – mindestens zwei fundamentale Probleme auf. Zum einen ändert diese Analyse nichts an dem Umstand, dass bei arbeitssparendem technischen Fortschritt ausbleibendes Wachstum unweigerlich zu höchst lebensqualitätsrelevanter Erwerbsarbeitslosigkeit führt, wenn die Verteilung der Arbeit nicht verändert wird. Zum anderen ist überhaupt nicht klar, was in (wirtschafts-)politischer Hinsicht aus einer (wie genau zu operationalisierenden?) Analyse unwirtschaftlichen Wirtschaftswachstums folgt. Die Sache wirft, um es zurückhaltend zu formulieren, erhebliche Fragen nach der Steuerung oder auch nur Beeinflussung wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Vorgänge auf. Soll ökologisch und sozial „unsinniges“ Wachstum „gebremst“ werden? Oder vertraut man auf den Marktmechanismus, in dem man zum Beispiel Ressourcennutzungsgrenzen institutionalisiert und dann schaut, wie „der Markt“ mit den neuen Knappheiten umgeht? Wie könnte eine solche Lösung in einer globalisierten Wirtschaft praktikabel umgesetzt werden?

Fragen über Fragen, und schon ein flüchtiger Blick auf die internationale Klimapolitik zeigt deutlich, dass auch hier alles sehr kompliziert ist. Gesellschaft ist ja nach Hayek niemals das Ergebnis menschlicher Planung, sondern stets Resultat menschlichen Handelns. Diese Einsicht wird im Diskurs über Wachstum und „Nachhaltigkeit“ regelmäßig ausgeblendet. Das kann man für problematisch halten, ohne Hayekianer zu sein.

Dennoch: Sich unwirtschaftliches Wirtschaftswachstum überhaupt vorstellen zu können, wäre schon ein Riesenfortschritt in der politischen und theoretischen Debatte. Solange es hier an Phantasie mangelt und Wachstum immer als positiv gilt, ohne dass die Kosten weiterer Expansion in den Blick genommen werden, wird es mit der „Nachhaltigkeit“ nichts werden. Gerade hier vermag theoriegeschichtliche Arbeit nützlich zu sein, denn sie erinnert an die Bedingungen und Möglichkeiten im Hinblick auf Richtungswechsel im wirtschaftswissenschaftlichen Denken.

Wachstumskritik heute.

Neuer Schwung und alte Diskurs-Asymmetrien

2013 kann man eine halbwegs paradoxe Gefechtslage im Wachstumsdiskurs beobachten. Einerseits, wie oben gesagt, ist das Thema „in“. Wenn die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* und sogar die *Bild am Sonntag* über sozialökologische (Post-)Wachstumsthemen berichten, kann der Eindruck entstehen, das Thema sei in der Mitte der Gesellschaft angekommen. Ganz sicher wird heute mit einer Intensität über Wachstum diskutiert, wie es sie seit den 1970er Jahren nicht gegeben hat. Notwendigkeit, Wünschbarkeit und Möglichkeit von Wachstum werden in ganz unterschiedlichen Ecken der Gesellschaft diskutiert. Bücher, Artikel, Konferenzen und Netzwerke zeigen deutlich die Aktualität und Dringlichkeit des Themas.

Andererseits lassen sich der Mainstream des politischen Diskurses und vor allem das politische Handeln bislang von dieser Dringlichkeit kaum beeinflussen. Wenn Wachstum in der Politik ein Thema ist – und das ist es oft –, dann geht es nach wie vor fast immer darum, wie bitter nötig mehr Wachstum sei und wie Bedingungen für Expansion geschaffen werden können. François Hollande hat nicht zuletzt mit diesem Thema die französischen Präsidentschaftswahlen gewonnen. Die deutsche Bun-

deskanzlerin glaubt, dass Wachstum zwar nicht alles, aber ohne Wachstum letztlich alles nichts sei. Kein EU-Dokument zu Wirtschaft oder „Nachhaltigkeit“, das nicht das Ziel höheren Wirtschaftswachstums beschwört. Und das Abschlussdokument der UN-Konferenz über nachhaltige Entwicklung hat jüngst unter dem Titel *The future we want* einen ungebrochenen Glauben an Wachstum und Technologie zum Ausdruck gebracht (United Nations 2012).

Zumindest wird heute (wieder) diskutiert. Wie gesagt: Wachstumskritik hat Konjunktur, das zeigt die Aufmerksamkeit für Bücher wie Tim Jacksons (2009) *Wohlstand ohne Wachstum* oder Meinhard Miegels (2010) *Exit*. Auch der deutsche Sachverständigenrat für Umweltfragen (2012) hat sich in einem Gutachten intensiv mit dem Thema auseinandergesetzt – und eine „neue Wachstumsdebatte“ geortet. Sogar der *Economist* (2012) räumt der Erörterung ökologischer Wachstumsgrenzen Platz ein. Durchaus verwirrend kann man die Diskurslage finden, bei der die Teilnehmenden bisweilen geradezu von unterschiedlichen Welten zu sprechen scheinen. Karl-Heinz Paqué (2010) scheint gar nicht verstehen zu können, wo überhaupt das Problem sein soll. Wachstum sei notwendig, positiv zu bewerten – und aufgrund eines nicht versiegenden Stroms an technischen Innovationen letztlich auch ökologisch kein Problem. Auf der anderen Seite schreibt Niko Paech (2012) gleichsam vom genauen Gegenteil, wenn er mit drastischen Worten zur *Befreiung vom Überfluss* aufruft und jeden Glauben an „nachhaltiges Wachstum“ letztlich an der Grenze zum Schwachsinn wäht.

Immerhin mehren sich in letzter Zeit die Gelegenheiten, bei denen unterschiedliche Seiten miteinander ins Gespräch kommen. Dass Akteure wie die Heinrich-Böll-Stiftung und das Institut der deutschen Wirtschaft gemeinsam über Wachstum diskutieren (<http://www.iwkoeln.de/de/presse/veranstaltungen/beitrag/berliner-gespraech-special-wohin-fuehrt-uns-wachstum-89044>), dass der deutsche Bundestag sich eine Enquete-Kommission zum Thema gegeben hat (<http://www.bundestag.de/bundestag/gremien/enquete/wachstum/index.jsp>), dass die österreichische Initiative *Wachstum im Wandel* seit einiger Zeit dabei ist, das Wachstumsziel unter Berücksichtigung ganz unterschiedlicher Stakeholder zu hinterfragen (www.wachstumimwandel.at) – all das alles wäre 2001 nahezu undenkbar gewesen und kann als Zeichen der Hoffnung gewertet werden. Gleichwohl stellt sich die Frage nach den realpolitischen Auswirkungen. „Gut, dass wir drüber gesprochen haben“ ist gewiss nicht genug.

Ohne Zweifel beeinflusst der *Mainstream* der Ökonomik die Ökonomie und die Wirtschaftspolitik nach wie vor weit mehr als heterodoxe Ansätze wie die Ökologische Ökonomik oder gar die Degrowth-Bewegung. Der Glaube – und es ist ein Glaube – an die gleichsam unbegrenzten Möglichkeiten von mehr Wachstum durch mehr Innovationen und mehr Technik dominiert nach wie vor den Diskurs. Dieser ist wie vor 12 Jahren durch eine auffällige Asymmetrie geprägt: Die Beweislast, so scheint es, liegt nach wie vor stets bei den Kritikern des Wachstumsparadigmas, nicht bei denjenigen, die Wachstum für unproblematisch halten. Karl-Heinz Paqué (2010) schreibt ein lesenswertes (weil streitbares) Buch über Wachstum – und kann es sich offensichtlich leisten, weder Boulding (1973) noch Georgescu-Roegen (1971) noch Daly (1996) zu zitieren. Das ist ungefähr so, als ließe man in einer Abhandlung über klassische Politische Ökonomie jemanden wie John Stuart Mill weg... Eigentlich undenkbar, hier aber möglich: Die Ökologische Ökonomik kommt gar nicht erst zu Wort, weil die von ihr konstatierten Probleme ja durch Technik aus der Welt geschaffen werden können. Angesichts der empirischen Situation ist das mehr als merkwürdig: Dass gerade in Industriestaaten ein – gesamtgesellschaftlich betrachtet – unwirtschaftliches Wirtschaftswachstum zu beobachten ist, scheint angesichts massiver ökologischer Probleme und eines immer größeren sozialen Wachstumsfrusts auf der Hand zu liegen.

Ein Blick auf die Empirie globaler Stoffströme und klimatischer Veränderungen macht deutlich, dass schon ökologische Wachstumskritik allein wesentlich ernster genommen werden sollte als das heute der Fall ist. An der äußerst limitierten positiven Wirkung von „Entkopplung“ (s. unten S. 23ff. und 65ff.) hat sich wenig geändert – das Gegenteil ist der Fall (vgl. z.B. Giljum et al. 2009; Dittrich et al. 2012). Die Menschheit lebt mit so großem ökologischem Fußabdruck, dass weiteres Wachstum zumindest in reichen Ländern in dieser Hinsicht hochproblematisch ist. Eine Schwierigkeit liegt sicher darin, dass diese Grenzüberschreitungen durch Wachstum nicht spürbar sind – zumindest nicht so spürbar, dass Wachstumsgrenzen handlungswirksam werden. Gesellschaftliche Kommunikation in Bereichen wie Politik, Wirtschaft und Wissenschaft ist durch den Wachstumsdiskurs höchstens leicht irritiert – zu systemischen Veränderungen scheint es noch ein sehr weiter Weg zu sein. Es gibt zwar eine gewisse Beunruhigung und auch einiges an Symbolpolitik. Eine ökologische motivierte Infragestellung von auf Expansion angelegten

Produktions- und Konsumstrukturen bleibt aber bislang ein Minderheitenprogramm. In Bereichen wie Mobilität, Ernährung und Infrastruktur scheint der Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung so diffus, dass Reaktionen ausbleiben können.

Deshalb darf man auch vermuten, dass die Wirksamkeit von Wachstumskritik auf sozialer Seite höher oder zumindest schneller sein wird als auf ökologischer (die im Folgenden im Vordergrund steht, s. unten S. 31ff.). Auch wenn für Keynes in einer Wirtschaft ohne Wachstum ein „kollektiver Nervenzusammenbruch“ droht (s. unten S. 167ff.): Das Wachstumsmodell steht für viele Menschen nicht aufgrund abstrakt bleibender ökologischer Grenzen in Frage, sondern weil Beschleunigung, Innovationsfixiertheit, Effizienzwahn und Expansionsorientierung buchstäblich nicht mehr ausgehalten werden. Dass Internet, Zeitungen und Buchregale voll sind von Texten über „Burnout“ und Bücher wie Ulrich Schnabels (2010) *Muße* oder Byung-Chul Hans (2011) *Müdigkeitsgesellschaft* viel beachtete Bestseller werden, darf man als Zeichen der Zeit werten. Die Individualisierung der Problematik durch halbmedizinische Metaphern wie „Ausbrennen“ verweist auf eine Situation, die auf das Innigste mit der Zukunft des Wachstums verbunden ist: Dass eine Gesellschaft, die ihren Mitgliedern immer mehr abverlangt und immer weniger Zeit zum Ausruhen lässt, auf Dauer nicht gelingen kann. Ein dauernder Zukunftsbezug mit Blick auf Karriere- und Konsummöglichkeiten, der uns kaum je in der Gegenwart ankommen lässt, dürfte für die Frage gesellschaftlicher „Nachhaltigkeit“ überaus relevant sein. Wenn sich vor diesem Hintergrund tatsächlich eine „Generation Weichei“ breit machen sollte (Weiguny 2012), der freie Zeit wichtiger ist als ökonomischer Erfolg, wird dies nicht ohne Auswirkungen auf die Wachstumsaussichten postindustrieller Ökonomien sein.

Die Verteilungsfrage ist hier von höchster Relevanz. Das klingt banal und hat doch eine Sprengkraft, die weder im politischen noch im wissenschaftlichen Diskurs angekommen zu sein scheint. Weniger Wachstum – sei es aus ökologischen, sozialen oder ökonomischen Gründen – wirft unmittelbar Verteilungsfragen auf. Im Hinblick auf Vermögen, Einkommen, aber auch Arbeit(szeit). Eine stationäre Wirtschaft lässt die „Lösung“ von Verteilungsfragen durch Expansion definitionsgemäß nicht zu. Wenn der Kuchen nicht wächst, kann mein Stück nur größer werden, wenn Ihres kleiner wird. Und, wie bereits angemerkt: Eine stationäre Wirtschaft mit steigender Arbeitsproduktivität generiert unweigerlich

Erwerbsarbeitslosigkeit – solange die Verteilung der Arbeit nicht verändert wird. Das ist, wie die Parallelität von massenhafter Überforderung und massenhafter Erwerbsarbeitslosigkeit zeigt, ein hochaktuelles Problem.

Welche Rolle der demographische Wandel in den Industrieländern hier spielen wird, ist eine offene Frage. Auf jeden Fall hat dieser Wandel – der ja in vielen Fällen einen Schrumpfungsprozess darstellt – profunde Auswirkungen auf Wachstum und „Nachhaltigkeit“ (Paqué 2012). Da sowohl Demographie als auch „Nachhaltigkeit“ Konzepte mit hohem Langfristbezug sind, muss überraschen, wie selten hier Verbindungen gezogen werden. Die Trägheit demographischer Wandlungsprozesse macht sie ähnlich wie die „Nachhaltigkeit“ nur schwer kompatibel mit immer kurzfristiger orientierten Politikprozessen.

Man kann wohl von einer systematischen Unterschätzung der Herausforderungen sprechen, wenn es um „Nachhaltigkeit“, Demographie, Wachstum und – mit all diesen Themen auf das Engste verbunden – Verteilungsfragen geht. Konzepte, die diese Herausforderungen durchdenken versuchen, sind ebenso notwendig wie selten. Wenn es um die Zukunft des Wachstums geht, sind eben dieses Durchdenken und das Zusammen-Denken der Herausforderungen dringend erforderlich. Der Text *21 hours* der New Economics Foundation (2010) ist ein gutes Beispiel für einen solchen Zugang. Die Studie zeigt, wie eine im guten Sinne radikale Idee – hier: die Reduktion der Wochenerwerbsarbeitszeit auf 21 Stunden – helfen kann, gedanklich weiter zu kommen im Hinblick auf die Wachstumsfrage. Der Grat zwischen radikalen und produktiven Denkwürfen und extremen und möglicherweise in die Irre führenden Ideen ist freilich schmal.

*Jenseits von rechts und links?
„Postwachstum“ und Demokratie*

Interessant ist jedenfalls, dass sich das wachstumskritische Spektrum erweitert hat. Dass Wachstumskritik von eher konservativer Seite nicht nur diskutiert, sondern ganz dezidiert auch betrieben wird, ist neu – zumindest was die öffentliche Aufmerksamkeit angeht. Vor allem mit Meinhard Miegels (2010) bereits erwähntem Buch *Exit* und seinem *denkwerk zukunft* ist die Wachstumskritik auch im konservativen Lager angekom-

men (oder ist sie zurückgekehrt?) – und es scheint so, dass sie sich von dort nicht mehr vertreiben lässt. Damit hat der Diskurs eine substanzielle Erweiterung erfahren, waren doch wachstumskritische Stimmen bislang mehrheitlich eher aus der linksliberalen Ecke zu vernehmen (vgl. auch Neumayer 2004). Das ist, wenn man Wachstumskritik für einen Beitrag zum gesellschaftlichen Fortschritt hält, positiv zu werten.

Weit weniger positiv scheint mir eine Tendenz zu sein, mit dem Kind des Wachstums gleich das ganze Bad der Errungenschaften westlicher Demokratien auszuschütten. In nicht wenigen wachstumskritischen Texten kommt eine grundlegende Skepsis an der Moderne selbst zum Ausdruck – und zwar, zugespitzt gesagt, weniger eine post- und mehr eine anti-moderne Skepsis. Damit sind wichtige Fragen nach Freiheit und Verantwortung aufgeworfen, deren naive Behandlung der Wachstumskritik nachhaltig schaden könnte. Es wäre, wie Michael Hüther (2012) richtig beobachtet, wünschenswert, „wenn wachstumskritische Diskurse offener und bewusster mit ihren freiheitsskeptischen Aspekten umgingen.“

„Der lange Pfad der Wachstumskritik in den vergangenen zwei Jahrhunderten“, so Hüther, „lässt immer wieder vergleichbare Motive erkennen: die generelle, meist romantische, wenn nicht gegenaufklärerische Skepsis gegenüber der Veränderungsdynamik offener marktwirtschaftlicher Systeme, die kollektivethisch verankerte Sorge um den Naturverbrauch und die eher individualethisch orientierte Anklage der Gier.“ Abschnitte dieses Pfades sind im vorliegenden Buch nachgezeichnet. Dabei zeigen sich freilich nicht so sehr die von Hüther konstatierten Motive, sondern mehr die Auseinandersetzung mit ökologischen Grenzen, sozialen Faktoren und ökonomischen Mechanismen. Sehr stark kommt dabei zum Ausdruck, was liberale Wachstumsfreunde wie Hüther regelmäßig herunterspielen: Dass die kapitalistische Veränderungsdynamik, soviel Gutes sie auch bewirkt hat, am Ende selbst der Hauptfaktor für die heutige Problemlage ist.

Nicht zuletzt aufgrund der mit dem Bröckeln des Wachstumsparadigmas verbundenen Umbruchprozesse sollte man jedenfalls empfindlich sein, wie im wachstumskritischen Diskurs mit dem Wert der Freiheit und den Errungenschaften der Moderne umgegangen wird. Wenn jemand wie Niko Paech (2012, 39) gesellschaftliche Arbeitsteilung als „monströse Delegationsmaschinerie“ brandmarkt oder – wesentlich extremer – Jorgen Randers (2012) dem Westen empfiehlt, sich für die „Nachhaltigkeit“

etwas von autoritären Regimen abzuschauen, so spricht daraus zumindest keine sehr hohe Wertschätzung für die Errungenschaften des demokratischen Kapitalismus, wie er in den meisten OECD-Ländern zu finden ist. Randers, Autor der Publikation *2050 des Club of Rome*, schlägt dem Westen ganz im Ernst vor, sich an China ein Beispiel zu nehmen. Er empfiehlt uns nicht nur, unsere Kinder zum Mandarin-Lernen zu ermutigen (Randers 2012, 336). Er rät uns auch: „Move to a Country That is Capable of Decision Making“ und lässt uns wissen: „China certainly has the ability to act in a farsighted manner.“ (Randers 2012, 336f.)

Randers proklamiert in Sachen „Nachhaltigkeit“ also unverhohlen die These: Von China lernen heißt Siegen lernen. Fragen nach der menschenrechtlichen Dimension der Angelegenheit beantwortet er mit dem Hinweis auf den Erfolg der chinesischen Entwicklungsbemühungen. Ja, Diktaturen können erstaunlich effektiv und effizient sein, wenn es um das Durchregieren geht – und diese Schlagkraft kann man natürlich auch auf die „Nachhaltigkeit“ anwenden. Die Frage ist dann, ob die Freiheit wirklich ein Preis ist, den man für „Nachhaltigkeit“ zu zahlen bereit ist. Oder ob Freiheit nicht vielleicht geradezu eine Voraussetzung für „Nachhaltigkeit“ ist – und, gleichsam auf der Metaebene, ob „Nachhaltigkeit“ ohne Freiheit überhaupt „Nachhaltigkeit“ genannt werden kann. Im Folgenden (s. unten S. 170ff.) zeigt das durchaus verstörende historische Beispiel Werner Sombarts, wie sich Wachstumskritik mit (geline gesagt) sehr ungunstigen politischen Ideen verbinden und so zur „bösen Nachhaltigkeit“ werden kann (vgl. auch Luks 2010, 33ff.).

Paech und Randers repräsentieren gleichsam zwei Extreme der Diskussion darüber, was denn aus dem Wachstumsproblem folgen sollte: individuelle Umkehr oder Systemwandel. Paech betont die Verantwortung des Einzelnen – für ihn sind „wachstumskritische Zukunftsentwürfe, deren Umsetzung auf Gedeih und Verderb von politischen Weichenstellungen abhängig sind, reine Zeitverschwendung.“ (Paech 2012, 140) Dieser Zugang hat zwei Probleme. Zum einen stehen die Wirkmöglichkeiten einzelner Akteure im krassen Missverhältnis zur Problemdimension. Wie Harald Welzer (2008, 254) schreibt, ist es „politisch unverantwortlich, den Eindruck zu erwecken, dass Probleme, die auf das ökonomische Prinzip des Wachstums durch Ressourcenvernutzung zurückgehen, durch individuelle Verhaltensmaßregeln zu lösen seien.“ Zum anderen, damit eng zusammenhängend: die Überdehnung des Verantwortungsbegriffs, die am Ende nicht nur politisch problematisch ist, sondern sich auch

negativ auf die Motivation auswirkt, überhaupt irgendetwas zu verändern (vgl. auch Luks 2012, 73ff.).

Randers dagegen setzt auf geradezu autoritäre Führung und siedelt die „Lösung“ der Wachstumsfrage ausschließlich im System an. Das dezidiert Unpolitische, das hier zum Ausdruck kommt, ist im Hinblick auf die Weltsicht des *Club of Rome* zwar nichts Neues, sollte aber zu denken geben, wenn es um Bilder einer lebenswerten Zukunft geht. Die meisten der im vorliegenden Buch präsentierten Autoren haben die Zukunft des Wachstums explizit politisch oder zumindest gesellschaftlich gedacht. Dass sie dabei alle auf die Freiheit gesetzt haben, kann man gewiss nicht behaupten. Aber dass es eine gute Idee ist, *Politische* Ökonomie zu betreiben, kann man auch angesichts der hier skizzierten Positionen wohl festhalten. Die Entwicklung von *Political Economy* zu *Economics* steht im Folgenden nicht im Zentrum – aber es wird sehr deutlich, wie eng diese Entwicklung mit der Behandlung der Wachstumsfrage durch die ökonomische Theorie zusammenhängt.

Dass man noch weiter gehen kann als Randers, zeigt das US-amerikanische Carrying Capacity Network (auf das mich Clive Spash aufmerksam gemacht hat). Hier dient die Auseinandersetzung mit Wachstumsgrenzen als Hebel für die Verbreitung offen nationalistischer Positionen. Die begrenzte Tragfähigkeit der natürlichen Umwelt muss bei diesem Netzwerk dafür herhalten, rigorose Migrationsbeschränkungen und andere Maßnahmen zu rechtfertigen, die mit den Werten einer offenen Gesellschaft gelinde gesagt in einem problematischen Verhältnis stehen. Dass sich (ehemals) führende Köpfe der Ökologischen Ökonomik hier einbinden lassen, vermag zu irritieren.

Ein Blick auf die „Real Solutions for America’s Problems“ versprechende Homepage des Carrying Capacity Network (www.carryingcapacity.org) zeigt aber auch, dass eine überdehnte Wachstumskritik in der Gefahr steht, die Debatte gleichsam zu provinzialisieren. Für manche Diskursteilnehmer scheint aus der Analyse ökologischer Wachstumsgrenzen zu folgen, dass man am besten gleich zu Hause bleibt. Dass Reisen durchaus nicht nur Kohlendioxid produziert, sondern horizonterweiternde und friedentiftende Wirkungen haben kann, scheint in der Furcht vor der ökologischen Katastrophe in Vergessenheit zu geraten. Es ist ein wichtiger Hinweis von Harald Welzer, dass man die emotionale Anziehungskraft der westlichen Kultur nicht begreifen kann, wenn man noch nie in New York war (zit. i. Etscheid 2012). Wer die Wirtschaft ver-

ändern will, sollte sich in der Zeit umsehen – wie es dieses Buch versucht –, aber eben auch im Raum. So wenig Kurzsichtigkeit bei der Suche nach „nachhaltiger Entwicklung“ hilfreich ist, so desaströs kann sich Provinzialismus auswirken.

Die aktuelle Diskussion steht also im Spannungsfeld zwischen großen Plänen und kleinen Handlungen, wie in Begriffen wie Paradigmenwechsel, *Great Transformation* und „Nachhaltigkeits-Revolution“ zum Ausdruck kommt. Die Wahrheit liegt dabei wie so oft in der Mitte: Es ist das *Zusammenspiel* von individuellen und gesellschaftlichen Veränderungen, das am Ende den Unterschied machen wird (so auch Loske 2012). Die noch so „nachhaltigen“ (Konsum-)Handlungen der Einzelnen laufen ins Leere, wenn institutionelle Weichenstellungen ausbleiben. Umgekehrt helfen politische Reformen wenig, wenn sie auf einen weit verbreiteten Unwillen bei den Bürgerinnen und Bürgern treffen. Die in diesem Zusammenhang äußerst wichtige Debatte über die Privatisierung oder Politisierung des Leitbildes „Nachhaltigkeit“ kann hier nicht nachgezeichnet werden (Grunwald 2010; 2011; Luks 2012, 73ff.), aber der dort verhandelte Gegenstand ist gewiss zentral für die Zukunft des Wachstums. Wie die Beispiele zeigen, muss Wachstumskritik politisch wach (und möglichst nicht naiv) sein, soll sie positiv zur „Nachhaltigkeit“ von Entwicklung beitragen. Und sie muss den Faktor Kultur berücksichtigen.

Jenseits der Wachstumskultur?

Gute Geschichten oder: Kein Spaß ist auch keine Lösung.

Das gilt gerade dann, wenn man das herrschende Wachstumsparadigma für überholt hält und sich im Zeichen der „Nachhaltigkeit“ auf die Suche nach Entwicklungspfaden macht, die ohne dauernde Expansion der Wirtschaft auskommen. Es ist gewiss keine Übertreibung, mit Blick auf Industriestaaten – und zunehmend auch bei Schwellenländern – von einer Wachstumskultur zu sprechen. Wachstum ist – eng verbunden mit Effizienz und Innovation – nicht nur wirtschaftlich relevant, sondern tief in die Funktionsweise (post-)moderner Gesellschaften eingeschrieben. Aufgrund der Grenzen technologischer Möglichkeiten spricht sehr viel dafür, die Kultur für den entscheidenden Faktor für eine „nachhaltige“ Entwicklung zu halten. Wenn man technologische Lösungen für limitiert

hält, führt an der Suche nach kulturellen Pfaden zur „Nachhaltigkeit“ kein Weg vorbei (vgl. auch Paech 2005).

Und auch in diesem Zusammenhang lohnt sich gewiss die (Wieder-)Lektüre von Autoren wie Smith (s. unten 102ff. und 185ff.) und Schumpeter (153ff. und 199ff.) und ganz besonders Mill (123ff. und 194ff.) und Keynes (167ff. und 202ff.). Die beiden Letztgenannten werden ja gerne zitiert, wenn es um das Verhältnis von Wachstum und „Nachhaltigkeit“ geht. Dass man keinem Zitat trauen soll, das man nicht selbst aus dem Zusammenhang gerissen hat, zeigt sich bei Mill und Keynes freilich in besonderer Schärfe. Gerade Mills Lob des stationären Zustandes ist ohne den größeren Kontext – insbesondere die Betonung gesellschaftlicher Lernfähigkeit und die institutionelle Entwicklung der Wirtschaft – nicht richtig zu verstehen. Wer wenig weiß, muss auch hier viel glauben. Mit diesem Buch ist die Hoffnung verbunden, dass der Kontext ökonomischer Ideen mehr mitgedacht wird, wenn sie im Ringen um „Nachhaltigkeit“ zitiert werden. Mill, Keynes und Schumpeter können für den aktuellen Wachstumsdiskurs weit mehr sein als Stichwortgeber, auf die man sich zustimmend bezieht oder die man zwecks Gedankenswegsabkürzungen heranzieht. Das gilt gerade beim Thema Kultur: Mills und Keynes' Überlegungen zur Zukunft des Wachstums kann man mit Recht als kulturkritisch bezeichnen, und auch Schumpeters Gedanken in *Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie* zielen ganz wesentlich auf die Kultur des Kapitalismus.

Im Hinblick auf diese Kultur sei ein Thema angesprochen, dass im folgenden Text keine Rolle spielt, für die Zukunft des Wachstums aber von entscheidender Bedeutung sein dürfte: Wachstum wirft Fragen nach Leben und Tod auf. Oder genauer gesagt: nach dem Leben mit dem Tod. Man hört oft, wie sehr Wachstum ein Teil des Lebens sei. Weit interessanter als dieser Lebensbezug scheint mir die Frage zu sein, in welcher Weise die Auseinandersetzung mit Wachstum mit dem Tod und also unserer Endlichkeit zusammenhängt. Wir werden sterben, und das „macht“ ganz offensichtlich etwas mit der Art und Weise, in der wir über wirtschaftliche Expansionsprozesse denken und sprechen. Dass viele *Das Leben als letzte Gelegenheit* sehen – so der schöne Titel eines Buches von Marianne Gronemeyer (1993) –, hat etwas damit zu tun, wie produziert und konsumiert und gewirtschaftet wird. Auch *Growth and Guilt* hängen eng miteinander zusammen, wie der gleichnamige Text des italienischen Psychologen Luigi Zoja (1995) argumentiert.

Warum wir in diesem Sinne *Endlich im Endlichen* ankommen müssen, um „nachhaltig“ zu wirtschaften, habe ich an anderer Stelle ausführlichst dargelegt (Luks 2010). Das Thema führt hier ganz offensichtlich zu weit, aber der enge Bezug zwischen der räumlichen Endlichkeit des „Raumschiffs Erde“ und unserer zeitlichen Endlichkeit (= Sterblichkeit) soll doch betont werden. Ohne die „Bearbeitung“ dieses fundamentalen und fundamental unterschätzten Zusammenhangs wird es wahrscheinlich nichts werden mit einer „nachhaltigen“ Auseinandersetzung mit der Zukunft des Wachstums.

Hiermit dürfte auch das überaus relevante Nachhaltigkeitsproblem zusammenhängen, dass der Begriff des Maßes im Wirtschaftlichen kaum eine Rolle spielt. Mit Blick auf die Wirtschaft gibt es scheinbar nur eine Richtung: *mehr* – also Wachstum. Der Diskurs darüber, dass es ein „Genug“ geben und Begriffe wie Suffizienz wichtiger werden muss, ist unerlässlich. Er läuft aber Gefahr, ungebremsten Wachstumsdrang durch ungebremsten Sparzwang zu ersetzen. Dass nur souverän ist, wer wenig braucht (so z.B. Paech 2012), könnte man auch *ganz* anders sehen. Mit Bataille (1985) kann man auch einen Souveränitätsbegriff in Anschlag bringen, bei dem die Verschwendung im Zentrum steht – ein Konzept mit allerhöchster Relevanz für die Wachstumsfrage (vgl. auch Luks 2010, 133ff.).

Zur Wachstumskultur gehört ganz wesentlich, wie über Wirtschaft, Wachstum, Endlichkeit und „Nachhaltigkeit“ gesprochen wird (ein Grund, warum die Theoretiker des Wachstums in folgenden Text so ausführlich und buchstäblich zu Wort kommen). Dass Bilder, Metaphern und Geschichten für gesellschaftliche Veränderungsprozesse am Ende mindestens so wichtig sind wie Fakten und Informationen, dürfte sich herumgesprochen haben. Verlauf und Ergebnis gesellschaftlicher Diskurse und politischer Debatten hängen in einem nicht-trivialen Sinne davon ab, wie „die Menschen“ sprachlich „abgeholt“ werden. Nur auf den zwanglosen Zwang des besseren Arguments à la Habermas zu vertrauen, dürfte sich als naiv erweisen. Metaphern, mentale Konzepte und bestehende Deutungsrahmen („frames“) sind wirkmächtige Faktoren dafür, ob und in welche Richtung sich etwas verändert (vgl. Lakoff/Johnson 1980; Lakoff/Wehling 2009).

Sprache ist bekanntlich auch für die Entwicklung der Wissenschaft entscheidend – verblüffenderweise hat die Wissenschaft von der Wirtschaft das erst in den 1980er Jahren zur Kenntnis genommen: Die Ar-

beiten McCloskeys (z.B. 1985; 1994) haben deutlich die rhetorische Dimension wirtschaftswissenschaftlichen Argumentierens gezeigt. Jüngst hat Tomáš Sedláček (2012) – freilich unter merkwürdiger Ausblendung dieses zentralen Diskurses – argumentiert, dass die Ökonomik letztlich Geschichten über den Menschen und seine Auseinandersetzung mit der Welt bereitstellt. Die Rhetorik der Ökonomik entfaltet dabei sowohl (wissenschafts-)intern als auch extern (gesellschaftlich) Wirkungen (Luks 1998; 1999). Das gilt im Sinne des o.a. Keynes-Zitates in besonderer Weise für das Wachstumsthema.

Die Auslassungen sind dabei mindestens so interessant wie die manifesten Themen. Trotz seiner gerade aufgrund von Wachstumsgrenzen vorhandenen Brisanz, schreibt der in Österreich weltbekannte Philosoph Konrad Paul Liessmann (2012, 121), „fehlt dem Begriff der Nachhaltigkeit, seinem Klang und seinem Geschmack, etwas von der Schärfe, die seine politische Realisierung eigentlich darstellt.“ In der Tat, und das tut der Sache gerade im Hinblick auf die Reflexion der Zukunft des Wachstums nicht gut. Die Beschreibung einer doch recht offensichtlich zugespitzten Situation – sozialökologische Problemlagen, absehbare Verteilungskämpfe, politische Verwerfungen – wird regelmäßig durch den Bezug auf Effizienz, Innovation und Entkopplung „entschärft“. Es kann beeindruckend, wie es regelmäßig vermieden wird, das Kind beim Namen zu nennen.

Ein Beispiel: Autoren wie Daly haben früh auf die sprachliche Merkwürdigkeit hingewiesen, dass *Schrumpfung* im wirtschaftswissenschaftlichen und -politischen Diskurs oft und gerne als „negatives Wachstum“ bezeichnet wird. Schrumpfung, daran hat sich bis heute kaum etwas geändert, ist ein Un-Wort, wenn es um Wirtschaft geht. In einem Umfeld, in dem Expansion geradezu religiöse Bedeutung zugesprochen wird, scheint die Schrumpfung kaum thematisierbar zu sein. Und doch geht es genau darum, wenn man es mit der „Nachhaltigkeit“ ernst meint. Denkt man das bereits erreichte Ausmaß der Belastung der Tragkapazität der Erde mit der Ungleichverteilung des Zugriffs auf diese Kapazität zusammen, kommt man schnell darauf, dass der Naturverbrauch der reichen Länder nicht nur nicht mehr wachsen darf, sondern in einem beeindruckenden Maß „nachhaltig“ schrumpfen muss.

Bemerkenswert ist nicht nur, dass trotz dieser halbwegs klaren Problemkonstellation „Schrumpfung“ kaum zur Sprache gebracht werden kann. Erstaunlich ist auch, dass ein wesentlicher Strang des wachstums-

kritischen Diskurses sich die „Postwachstumsökonomie“ (Paech 2012) oder „Postwachstumsgesellschaft“ (Seidl/Zahrnt 2010) zum Ziel gesetzt hat. Dass man hier schon begrifflich am Wachstum hängen bleibt, ist mitnichten ein triviales Problem. Das „Postwachstum“ trägt die Expansion noch im Namen, und so wie „negatives Wachstum“ das Bedauern über die ausgebliebene Expansion ausdrückt, so „klebt“ an der Postwachstumsgesellschaft das Wachstum als zentraler Bezugspunkt aller Auseinandersetzung mit Wirtschaft und Gesellschaft. Konzepte, die über das Wachstum hinauswachsen wollen, sollten das auch sprachlich zum Ausdruck bringen.

Eine Gesellschaft, die sich „nachhaltig“ entwickeln will, braucht plausible und überzeugende Geschichten des Wandels zu einer gegenwarts- und zukunfts-fähigen Entwicklung. Die Vergangenheit des Nachdenkens über Wachstum kann dabei eine wichtige Inspirationsquelle sein. Viele der im Folgenden präsentierten Denker waren nicht nur große Analytiker, sondern ökonomische Schriftsteller von Rang (vgl. auch McCloskey 1987). Wer Mills *Principles*-Kapitel *Of the Stationary State*, Keynes' Essay über *The Economic Possibilities of Our Grandchildren* oder Schumpeters Werk *Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie* liest, hat es mit dem Besten zu tun, was sozialwissenschaftliche Prosa zu bieten hat.

*Das (Un-)Glück des Wachstums
und das Wachstum des Glücks*

Last but not least ist für die Zukunft des Wachstums eine Entwicklung relevant, die sich 2001 abzuzeichnen begann, mittlerweile aber zur vollen Blüte gekommen ist: die Verbreitung der sogenannten Glücksforschung. Ohne allzu viel in einen Topf werfen zu wollen: Untersuchungen zu den Faktoren hoher Lebensqualität, verhaltensökonomische und experimentelle Ansätze, Glücksforschung – all das hat das Potenzial, ein neues Kapitel in der Geschichte ökonomischer Theorie zu eröffnen: Nicht so sehr wegen der Bezüge zur „Nachhaltigkeit“, sondern aufgrund der massiven (und endlich empirisch unterlegten) Infragestellung des *homo oeconomicus* als Verhaltensmodell der Wirtschaftswissenschaft.

Im Zusammenhang mit unserem Thema sind freilich die Bezüge von Glücks- und Nachhaltigkeitsforschung bedeutsamer. Dass und warum die

Wirtschaftsleistung ab einem bestimmten Niveau der wirtschaftlichen Entwicklung nicht mehr stark zur Lebensqualität beiträgt, ist für die Wachstumsdebatte offensichtlich relevant – und hat mit den oben beschriebenen Bedrohungen des guten Lebens durch Expansion, Effizienz und Beschleunigung zu tun. Dass mit der Sarkozy-Kommission von höchster Stelle Nobelpreisträger beauftragt wurden, nach Alternativen zum Bruttoinlandsprodukt zu suchen, gehört auch in diesen Kontext: Es gibt zumindest den dringenden Verdacht, dass der Beitrag von Wachstum zur Lebensqualität lange Zeit überschätzt worden ist. Deswegen ist die Wachstumsfrage auch nicht automatisch *Die Wohlstandsfrage*, wie Ulrich van Suntun und seine Koautoren ihr Buch über *6 Visionen für nachhaltiges Wachstum* überschrieben haben (Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft 2012).

Das heißt nun freilich auch nicht, dass Lebensqualität nur von immateriellen Faktoren abhängt, wie das im kritischen Wachstumsdiskurs oft den Anschein hat. Nein: Natürlich braucht es Material, Energie und Fläche, wenn ein gutes Leben möglich sein soll. Man muss zwar nicht so weit gehen wie Wolf Lotter (2012), der in *brand eins* allen Wachstums-kritikern eine fundamentale Verwechslung von Ursache und Wirkung vorwirft, da doch Wachstum die Reflexion über das gute Leben erst ermögliche. Abgesehen davon, dass allein schon der in einer weitgehend stationären Wirtschaft philosophierende Aristoteles das Gegenteil belegt, kann man aber sicher festhalten, dass ein gewisses Wohlstandsniveau es wahrscheinlicher macht, kritisch über Wohlstand und andere Aspekte des (guten) Lebens nachzudenken. Wesentlich philosophischer ausgedrückt: „Kunst, Komik und Ironie werden da möglich, wo die *vitale Dringlichkeit* nachlässt.“ (Jankélévitch 2012, 11; seine Hervorhebung). Dass diese Dringlichkeit in der Vergangenheit nachgelassen hat, darf man auch dem Wachstum zuschreiben (s. unten S. 47ff.).

Es ist daher gewiss keine gute Idee, Wachstumsmanie durch Wachstumsphobie zu ersetzen. Wachstumsmanie nennt Herman Daly (1996, 33) die nahezu unhinterfragte Fixierung auf das Wachstumsziel. Die Vorstellung, alles Schlechte und „Nicht-Nachhaltige“ sei auf Wachstum zurückzuführen, ist freilich ebenso irrational wie der Glaube, Wachstum sei immer etwas Gutes. Gerade im kritischen Wachstumsdiskurs kann man bisweilen wachstumsphobische Äußerungen lesen, die einer anspruchsvollen und vor allem wirksamen Wachstumskritik nicht zuträglich sind. Weder das innovationsbesoffene Beharren auf dem Wachs-

tumsziel noch eine letztlich unpolitische Wachstumskritik werden uns Zielen wie „Nachhaltigkeit“, „Freiheit“ oder gar „Glück“ näherbringen.

Dass Wirtschaft oder Politik uns dem Glück näher bringen sollen, ist eine im kritischen Wachstumsdiskurs recht weit verbreitete Position. Wenn ansonsten wache Geister kritiklos von Bhutans „Bruttonationalglück“ schwärmen und in Diskussionen ohne den Anflug von Ironie ein Glücksminister gefordert wird, zeigt das die Risiken und Nebenwirkungen einer unkritischen Wachstumskritik. Eine zeitgemäße und „nachhaltige“ Auseinandersetzung mit der Zukunft des Wachstums sollte sich daher an Poppers (1992, 277) berühmtes Diktum erinnern: „(V)on allen politischen Idealen ist der Wunsch, die Menschen glücklich zu machen, vielleicht der gefährlichste. Ein solcher Wunsch führt unvermeidlich zu dem Versuch, anderen Menschen unsere Ordnung ‚höherer‘ Werte aufzuzwingen, um ihnen so die Einsicht in Dinge zu verschaffen, die uns für ihr Glück am wichtigsten zu sein scheinen; also gleichsam dem Versuch, ihre Seelen zu retten. (...) (D)er Versuch, den Himmel auf Erden zu errichten, erzeugt stets die Hölle.“

Diese Warnung ist ernst zu nehmen und zu betonen, wenn sich die Sehnsucht nach institutionell abgesichertem Glück und wohlfeile Kapitalismuskritik zu einem Populismus der einfachen Lösungen vereinen (vgl. auch Luks 2013). Zu diesem Populismus ist vielleicht auch das Beschweigen des Problems zu zählen, wie denn genau der Wechsel auf einen Nicht-Wachstums-Entwicklungs-Pfad erfolgen soll. Man muss ja nicht besonders („neo-“)liberal eingestellt sein, um die Möglichkeit einer „einfachen Lösung“ dieser Frage zu verneinen. Die Kurzsichtigkeit vieler wirtschaftspolitischer Konzepte ist ein zentrales Problem unserer Zeit. „Nachhaltigkeit“ wird sich nicht erreichen lassen, wenn man nur in Quartalsberichten und Legislaturperioden denkt. Sowohl auf der Mikro- als auch auf der Makro-Ebene ist es unerlässlich, dass langfristige Erwägungen zu ihrem Recht kommen. Dennoch krankt gerade der wachstumskritische Nachhaltigkeitsdiskurs daran, für aktuelle, heute brennende Probleme kaum Konzepte zu haben. Es reicht nicht, gute Ideen für die sehr lange Frist zu haben, wenn Antworten fehlen, die man halbwegs guten Gewissens auch griechischen Rentnerinnen und spanischen Arbeitslosen geben kann. Auch das vorliegende Buch hat keine Antworten auf diese drängenden Fragen. Aber auch hier ist vielleicht die *Message* hilfreich, dass uns heute ganz selbstverständlich erscheinende Dinge sich

schon morgen drastisch ändern können, um schon übermorgen als absurd und vorgestrig zu erscheinen.

Zu meinem Glück war ich weder bei der Arbeit am folgenden Text noch bei diesem Vorwort auf mich allein gestellt. Den oben genannten Personen bleibe ich zu Dank verpflichtet. In den letzten 12 Jahren sind viele Menschen dazu gekommen, die meine Arbeit zum Thema „Nachhaltigkeit“ bereichert haben. Vor allem Kate Farrell, Sabine Höhler, Mechthild Johné, Harald Katzmair, Helga Kromp-Kolb, Wolfgang Pekny, Klemens Riegler-Picker, Bernd Siebenhüner, Clive Spash, Sigrid Stagl, Rita Trattnigg, Heinz Peter Wallner und Stefan Hermann Siemer haben mein Denken über die Zukunft des Wachstums nachhaltig beeinflusst. Dem letztgenannten sowie Nastassja Cernko und Gabriele Gfrerer danke ich für kritische und sehr hilfreiche Anmerkungen zu diesem Vorwort. Dass ich auch diesmal für Mängel, Meinungen und Merkwürdigkeiten allein verantwortlich bin, versteht sich von selbst.

Zum guten Schluss darf ich die Widmung der ersten Auflage des Buches wiederholen: Auch diese zweite Auflage ist Gisela Ochs gewidmet. Manche Dinge sind halt doch für (fast) immer. Oder wie man heute sagt: nachhaltig.

Wien, im Januar 2013

Literatur

- Bataille, Georges (1985 [1967]): Die Aufhebung der Ökonomie. München: Matthes&Seitz.
- Boulding, Kenneth E. (1973 [1966]): The Economics of the Coming Spaceship Earth. In: Daly, Herman E. (Hrsg.): Toward a Steady-State Economy. San Francisco: Freeman. S. 121-132.
- Braunberger, Gerald (2012): Partielle Theoriegeschichte. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 15. Oktober 2012.
- Byung-Chul Han (2011 [2010]): Müdigkeitsgesellschaft. Sechste, um ein Vorwort ergänzte Auflage. Berlin: Matthes&Seitz
- Daly, Herman E. (1996): Beyond Growth. The Economics of Sustainable Development. Boston: Beacon Press.
- Dittrich, Monika / Giljum, Stefan / Lutter, Stephan / Polzin, Christine (2012): Green economies around the world? Implications of resource use for development and the environment. Wien: SERI.

- The Economist (2009): What went wrong with economics. July 16th, 2009.
- The Economist (2012): Boundary conditions. June 16th, 2012.
- Etscheid, Georg (2012): Aufklärung 2.0. In: Die Zeit, 29. November 2012.
- Georgescu-Roegen, Nicholas (1971): The Entropy Law and the Economic Process. Cambridge: Harvard University Press.
- Giljum, Stefan et al. (2009): Ohne Mass und Ziel? Über unseren Umgang mit den natürlichen Ressourcen der Erde. Wien: Friends of the Earth Europe / Global 2000 / SERI.
- Gronemeyer, Marianne (1993): Das Leben als letzte Gelegenheit. Sicherheitsbedürfnisse und Zeitknappheit. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Grunwald, Armin (2010): Wider die Privatisierung der Nachhaltigkeit. Warum ökologisch korrekter Konsum die Umwelt nicht retten kann. In: GAIA 19/3. S. 178-182.
- Grunwald, Armin (2011): Statt Privatisierung: Politisierung der Nachhaltigkeit. In: GAIA 20/1. S. 17-19.
- Hüther, Michael (2012): Die Grenzen der Wachstumskritik. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 28. September 2012. S. 12.
- Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft (Hrsg.) (2012): Die Wohlstandsfrage. 6 Visionen für nachhaltiges Wirtschaften. Köln: Institut der deutschen Wirtschaft.
- Jackson, Tim: Wohlstand ohne Wachstum. Leben und Wirtschaften in einer endlichen Welt. München: oekom.
- Jankélévitch, Vladimir (2012 [1964]): Die Ironie. Berlin: Suhrkamp.
- Lakoff, George / Johnson, Mark (1980): Metaphors We Live By. Chicago / London: University of Chicago Press.
- Lakoff, George / Wehling, Elisabeth (2009): Auf leisen Sohlen ins Gehirn. Politische Sprache und ihre heimliche Macht. 2., aktualisierte Auflage. Heidelberg: Carl-Auer.
- Liessmann, Konrad Paul (2012): Lob der Grenze. Kritik der politischen Unterscheidungskraft. Wien: Paul Zsolnay Verlag.
- Loske, Reinhard (2012): Wie weiter mit der Wachstumsfrage? Rangsdorf: Basilisken-Presse.
- Lotter, Wolf (2012): Gut & reichlich. In: brand ein, Dezember 2012. S. 28-38.
- Luks, Fred (1998): The Rhetorics of Ecological Economics. In: Ecological Economics 26 (2), August 1998. S. 139-149.
- Luks, Fred (1999): Post-normal science and the rhetoric of inquiry: deconstructing normal science? In: Futures 31, September 1999. S. 705-719.

- Luks, Fred (2009): Wachstum hinterfragen? Yes we can! In: Hinterberger, Friedrich / Hutterer, Harald / Oman, Ines / Freytag, Elisabeth (Hrsg.): Welches Wachstum ist nachhaltig? Ein Argumentarium. Wien: mandelbaum Verlag. S. 169-175.
- Luks, Fred (2010): Endlich im Endlichen. Oder: Warum die Rettung der Welt Ironie und Großzügigkeit erfordert. 3. Auflage. Marburg: Metropolis.
- Luks, Fred (2011): Lost in Transformation? Weltrettungs-ABC nach Fukushima. Marburg: Metropolis.
- Luks, Fred (2012): Irgendwas ist immer. Zur Politik des Aufschubs. Marburg: Metropolis.
- Luks, Fred (2013): Theorien der „Nachhaltigkeit“ und die Nachhaltigkeit von Theorien. Für Alternativen zum Mainstream – und gegen einfache „Lösungen“. In: Enders, Judith C. / Remig, Moritz (Hrsg.): Perspektiven nachhaltiger Entwicklung – Theorien am Scheideweg. Marburg: Metropolis. S. 119-130.
- McCloskey, D.N. (1985): The Rhetoric of Economics. Madison: University of Wisconsin Press.
- McCloskey, D.N. (1987): The Writing of Economics. New York/London: Macmillan.
- McCloskey, D.N. (1994): Knowledge and persuasion in economics. Cambridge / New York: Cambridge University Press.
- Miegel, Meinhard (2010): Exit. Wohlstand ohne Wachstum. Berlin: Propyläen.
- Neumayer, Eric (2004): The environment, left-wing political orientation and ecological economics. In: Ecological economics 51 (3-4). S. 167-175.
- New Economics Foundation (2010): 21 hours. Why a shorter working week can help us all flourish in the 21st century. London: New Economics Foundation.
- Paech, Niko (2005): Nachhaltiges Wirtschaften jenseits von Innovationsorientierung und Wachstum. Eine unternehmensbezogene Transformations-theorie. Marburg: Metropolis.
- Paech, Niko (2012): Befreiung von Überfluss. Auf dem Weg in die Postwachstumsökonomie. München: oekom.
- Paqué, Karl-Heinz (2010): Wachstum! Die Zukunft des globalen Kapitalismus. München: Hanser.
- Paqué, Karl-Heinz (2012): Vollbeschäftigt. Das neue deutsche Jobwunder. München: Hanser.
- Popper, Karl R. (1992 [1945]): Die offene Gesellschaft und ihre Feinde. Band II: Falsche Propheten. Hegel, Marx und die Folgen. 7. Auflage. Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck).

- Randers, Jorgen (2012): 2052. A Global Forecast for the Next Forty Years. White River Junction: Chelsea Green Publishing.
- Sachverständigenrat für Umweltfragen (2012): Umweltgutachten 2012. Verantwortung in einer begrenzten Welt. Berlin: SRU.
- Schnabel, Ulrich (2010): Muße. Vom Glück des Nichtstuns. München: Klar Blessing.
- Sedláček, Tomáš (2012): Die Ökonomie von Gut und Böse. München: Hanser.
- Seidl, Irmi / Zahrnt, Angelika (Hrsg.) (2010): Postwachstumsgesellschaft. Konzepte für die Zukunft. Marburg: Metropolis.
- United Nations (2012): The future we want. Abschlussdokument der United Nations Conference on Sustainable Development. Rio de Janeiro: UN.
- Weiguny, Bettina (2012): Generation Weichei. In: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 23. Dezember 2012.
- Welzer, Harald (2008): Klimakriege. Wofür im 21. Jahrhundert getötet wird. Frankfurt a.M.: S. Fischer.
- Zoja, Luigi (1995): Growth and Guilt. Psychology and the limits of development. London / New York: Routledge.